

Thea Elisabeth Haevernick, *Die Glasarmringe und Ringperlen der Mittel- und Spätlatènezeit auf dem europäischen Festland*. Rudolf Habelt Verlag, Bonn 1960. X und 302 Seiten, 1 Abbildung, 6 Tabellen und 36 Tafeln.

Die vorliegende Arbeit ist aus einer Marburger Dissertation (1939) erwachsen, die G. v. Merhart angeregt hatte. Die Zeitverhältnisse, insbesondere der Verlust der Unterlagen im Kriege, haben die Drucklegung immer wieder verzögert. Um so mehr wird man es begrüßen, daß sie nun, vielfach umgearbeitet und ergänzt, erscheinen konnte. Denn sie füllt in der Tat eine Lücke, die nur dadurch verständlich wird, daß jede Behandlung antiker Glasarbeiten in zunehmendem Maße neben der Beherrschung archäologischer Arbeitsmethoden einen solchen Überblick über die technischen Probleme der Glasherstellung verlangt, wie ihn der Archäologe sich in der Regel kaum zu verschaffen vermag.

Nicht mit Unrecht hebt die Verfasserin schon zu Anfang hervor, daß die vorwiegend kunstgeschichtliche Betrachtungsweise vergangener Jahrzehnte der Lösung vieler Fragen der antiken Glasindustrie nur sehr bedingt förderlich war. Es ist denn auch zu beobachten, daß die wesentlichen Fortschritte der beiden letzten Dezennien vor allem durch archäologische und technische Untersuchungen erzielt wurden. Sie brachten eine immer deutlichere Abkehr von der einst allgemeinen Ansicht, das Glas der älteren vorrömischen Perioden Mittel- und Nordeuropas sei ausnahmslos aus Ägypten, das der letzten vorchristlichen Jahrhunderte vornehmlich aus hellenistischen Werkstätten Italiens gekommen. Heute darf als gesichert gelten, daß die meisten vorrömischen Glasperlenfunde Mittel- und Nordeuropas einheimischen Werkstätten entstammen. Die Vermutung von G. v. Merhart, daß in unmittelbar östlicher Nachbarschaft des caput Adriae schon in der ersten Hälfte des letzten vorchristlichen Jahrtausends eine einheimische Glasindustrie geblüht habe, die auch Glasgefäße herstellte, hat eine kürzlich veröffentlichte Arbeit der Verfasserin glänzend bestätigt (Jahrb. des Röm.-Germ. Zen-



tralmuseums 5, 1958, ff.). Aber einige der grundlegenden Fragen, wie beispielsweise das Wann und Wo der Erfindung des Glasblasens, sind bis heute nicht in wünschenswertem Umfang geklärt. Wie schwierig infolgedessen mancher Einzelfall aussehen kann, hat wohl am deutlichsten W. Dehn in seiner Abhandlung über das Glasgefäß aus dem Römerhügel bei Ludwigsburg gezeigt (*Germania* 29, 1951, 27 ff.), dessen Zugehörigkeit zu der bekannten späthallstattzeitlichen Bestattung auf Grund des Berichtes von O. Fraas kaum zu bezweifeln ist, das sich nach Form und Herstellungstechnik aber nur einer spätantiken Gattung von Glasgefäßen zuschreiben läßt. Auf dem Hintergrund eines Forschungsstandes, der von manchen Unsicherheiten und vielen lange unbesehen mitgeschleppten Meinungen bestimmt wurde, will die vorliegende Arbeit verstanden werden.

Objekt der Untersuchung ist eine verhältnismäßig scharf umrissene Gattung von Glasringen und großen Glasperlen, die die Verfasserin Ringperlen nennt. Die Berechtigung, diese Glasarbeiten mit dem Namen 'keltisch' zu belegen, erhellt, wie die Verbreitungskarte Taf. 35 zeigt, aus ihrem massierten Vorkommen in den kontinentalen Siedlungsgebieten keltischer Stämme; die britischen Inseln bleiben, wie schon aus dem Titel ersichtlich, außer Betracht. Eine weitere Begründung für die Bezeichnung 'keltisch' ergibt sich aus ihrem Auftreten in allen zeitlichen Bereichen der festländischen Latènekultur. Nach Material, Herstellungsweise, Form und Verzierung lassen sie sich in der Regel von den Erzeugnissen nichtkeltischer Manufakturen unterscheiden. Außer mit dem Nachweis keltischer Glaswerkstätten gelingt der Verfasserin aber die Abgrenzung gegenüber anderen Erzeugnissen in höchst eindrucksvoller Weise mit der Klärung einiger technischer Fragen. Der Herstellung von Glasarmringen – oft überhaupt nicht erörtert, gelegentlich mit komplizierten Blas-, Guß- oder Preßverfahren erklärt – findet nun eine verständliche und einleuchtende Beschreibung (S. 23 ff.), wozu eine noch in unserem Jahrhundert im Sudan geübte Technik herangezogen wird, die zugleich eine Stelle der 'Schedult diversarum artium' des Theophilus Presbyter (10.–11. Jahrhundert) erläutert. Das Verfahren ist im Grunde dasselbe wie das vor Jahrzehnten als technische Großtat geltende Ausschmieden nahtloser Radspurkränze durch Alfred Krupp: Eine bestimmte Masse, in unserem Fall durch Erhitzen 'erweichtes' Glas, wird durch ständiges Drehen, Schwingen und Wirbeln um einen Eisenstab in sich zu einem nahtlosen Ring gedehnt – ein Vorgang, der erhebliche und nur durch längere Übung zu erzielende Handfertigkeit verlangt. Damit lassen sich alle wesentlichen technischen Merkmale der Glasarmringe und Ringperlen erklären, von den teilweise recht komplizierten Verzierungen abgesehen, deren Zustandekommen nur der technische Fachmann selbständig wird beurteilen können.

Nicht nur die große Zahl keltischer Glasringe und Ringperlen, vor allem auch die formalen Unterschiede zwingen zu einer Gliederung in verhältnismäßig zahlreiche Typen und Varianten, die die Verfasserin Gruppen und Untergruppen nennt. Innerhalb der Glasringe werden zunächst nach ihrer Funktion echte Armringe und 'halbgroße' Ringe (Gruppe 18) geschieden. Diese sind zu klein, um als Armringe verwendet zu werden, und wurden denn auch meist als Anhänger von Halsringen angetroffen. Obgleich diese 'halbgroßen' Ringe bisher ausschließlich zwischen Aisne und Marne gefunden wurden (S. 79 und Taf. 30, Karte 26) und damit eng an das Verbreitungsgebiet späthallstattzeitlicher kleiner Glasringe in Ostfrankreich anschließen, denen sie auch zeitlich zu folgen scheinen, zögert die Verfasserin, einen Zusammenhang mit diesen anzunehmen (S. 7). Der Grund liegt vor allem darin, daß die späthallstattzeitlichen Glasringchen aus Glasstäben zusammengebogen sind und infolgedessen immer eine 'Naht' aufweisen, die den Latène-Glasringen stets fehlt. Doch wird andernorts (S. 79) die berechtigte Frage gestellt, ob nicht trotzdem eine Kontinuität der Glasproduktion unter Veränderung des Herstellungsverfahrens vorliegen könne.

Dieser Frage kommt, auch wenn sie vorläufig nicht definitiv zu entscheiden ist, umso größere Bedeutung zu, als diese 'halbgroßen' Ringe (Gruppe 18) in Gräbern der frühen Latènekultur auftreten, die andererseits auch schon echte Glasarmringe aus klarem Glas mit und ohne gelbe Folie auf der Innenseite kennen (Gruppe 1). Jedoch sind diese Armringe wesentlich weiter verbreitet (Taf. 18, Karte 1): an der Marne, im Grab von Reinheim, in der Schweiz und in Oberitalien bis nach Ancona und an die dalmatinische Küste. Daher wird die Frage aufgeworfen, ob die Ringe der Gruppe 1 aus Oberitalien und um das caput Adriae nicht aus dem Hinterlande Istriens und Dalmatiens stammen könnten, wo zwar vorher keine Ringe 'keltischer' Technik, wohl aber farbloses Glas bekannt gewesen seien – ein Umstand, dem die Verfasserin erhebliches Gewicht beimißt. Trotz der Erörterung östlicher Beziehungen jener Grabfunde zwischen Aisne und Marne, die 'halbgroße' Ringe (Gruppe 18) führen (S. 80 ff.), entzieht sich die Verfasserin einer klaren Entscheidung mit dem Hinweis auf den geringen Fundbestand, und ohne die Frage des gegenseitigen chronologischen Verhältnisses



noch etwas schärfer ins Auge zu fassen. Dabei sollte der keltische Charakter der betreffenden Gräber nicht vorschnell nur deshalb bezweifelt werden, weil sie meist nur wenige, dem Latènekreise entstammende Gegenstände enthalten, wie überhaupt zu prüfen wäre, wie weit nicht die keltischen Einfälle nach Oberitalien und ins östliche Alpengebiet eine Rolle für die Verbreitung dieser Glasringe gespielt haben können.

Auf die beiden Gruppen 18 und 1 mußte hier genauer eingegangen werden, weil sie am Anfang der keltischen Glasringproduktion stehen. Da diese aber, wie wir gesehen haben, in der frühen Latènezeit beginnt, könnte man fragen, warum dann im Titel des Buches so ausdrücklich auf die mittlere und späte Latènezeit abgehoben wird. Immerhin soll nicht übersehen werden, daß die Masse der keltischen Glasarmringe und Ringperlen erst den jüngeren Abschnitten der Latènekultur angehört, nach Angabe der Verfasserin sogar 55 Prozent erst der Spätlatènezeit im Sinne von Reineckes Stufe D (S. 78). Hier herrscht freilich eine solche Vielfalt von Formen und Varianten vor, daß im Augenblick an eine straffere zeitliche Aufgliederung kaum gedacht werden kann. Dies beruht einerseits auf dem augenblicklichen Forschungsstand, andererseits aber auch auf dem nicht ganz gleichmäßigen Rhythmus der typologisch-stilistischen Entwicklung in den verschiedenen, jeweils von keltischen Stämmen besiedelten Landschaften, dem weder die Stufengliederung Reineckes noch die kompliziertere Stilgliederung Jacobsthal's gerecht wird, so daß man sich bisher auf keine umfassende Feingliederung hat einigen können. Infolgedessen sollte man nicht enttäuscht sein, daß der Verfasserin keine schärfere zeitliche Gruppierung der Glasarmringe und Ringperlen gelingt. Nur zwei, auf veralteten Auffassungen fußende Meinungen seien hier richtiggestellt. Nach dem Vorgang H. Schönbergers für die Wetterau und insbesondere nach dem grundlegenden Aufsatz H. Nesselhaufs über die Oberrheinlande (Bad. Fundber. 19, 1951, 71 ff.) – der übrigens zitiert wird – sollte von Germanen der Spätlatènezeit in Rheinhessen, im 'Wangionengebiet Behrens', heute nicht mehr gesprochen werden (S. 90 f.); dort saßen in der spätlatènezeit Kelten. In Hüfingen wird man die Spätlatènefunde vom Galgenberg trotz ihrer Vermischung mit den Funden des claudischen Kastells, die mich selbst früher zu der Vermutung einer zeitlichen Berührung beider Siedlungen veranlaßt hat (vgl. Bonner Jahrb. 157, 1957, 209 ff.), von diesem trennen müssen und kaum wesentlich über die Wende vom letzten vorchristlichen zum 1. Jahrhundert n. Chr. hinabreichen lassen dürfen (S. 93).

Daß die keltischen Glasarmringe auch noch erheblich weiter reichende kulturgeschichtliche Fragen aufwerfen, ist S. 72 ff. wenigstens angedeutet. So die merkwürdige Tatsache, daß in Gräbern der Merowingerzeit immer wieder Bruchstücke blauer Latène-Glasarmringe gefunden werden. Daß dies mit der blauen Farbe und deren apotropäischer Bedeutung zusammenhängt, dürfte wohl richtig sein. Diese Fragen wären sicher noch zu vertiefen, lagen aber wohl außerhalb der eigentlichen Absichten des Buches. Die im Anhang von Paula Hahn-Weinheimer vorgelegten spektrochemischen Untersuchungen sind als Anfang einer größeren Untersuchung gewiß zu begrüßen, denn trotz der geringen Zahl von untersuchten Proben – 121 gegenüber 1766 im Katalog aufgeführten Objekten –, was allgemeinere Ergebnisse nicht erwarten läßt, beginnen sich doch schon einige für die keltischen Glashandwerker bezeichnende Eigentümlichkeiten abzuzeichnen, so offensichtlich die Bevorzugung von Kobalt für die Blaufärbung. Indessen dürfte die Massierung der Glasarmringe in der jüngeren Mittel- und in der Spätlatènezeit auch noch weitere Aspekte bieten, auf die in der Arbeit nicht weiter eingegangen ist. Dabei sind die – leider sehr verstreuten – Bemerkungen über die Struktur des Glashandwerks (S. 6, S. 11 Anm. 58, S. 21 Anm. 114 und S. 23 ff.) zu beachten, auch wenn diese auf späteren, gelegentlich auf modernen Beobachtungen beruhen. So legt die weite Verbreitung mancher Glasringtypen mit komplizierten plastischen Verzierungen die Vermutung nahe, daß die Glashandwerker, wie später so auch damals, wenigstens teilweise im Wanderbetrieb gearbeitet haben. Andererseits dürfte aber die erheblich gesteigerte Produktion besonders der Spätlatènezeit nur mit ortsfesten Werkstätten zu erklären sein. Ein Zusammenhang mit dem Aufkommen größerer offener Siedlungen und der Oppida, die ja oft mit großen Märkten eng verbunden waren, liegt damit auf der Hand.

Die Anordnung des Buches findet man nicht immer ganz glücklich. Es wäre beispielsweise begrüßenswert gewesen, wenn die Definitionen der einzelnen Gruppen (S. 39 ff.) mit dem Katalog vereinigt wären und zugleich das Nötigste über Verbreitung und Zeitstellung der jeweiligen Gruppen enthielten; das Erfassen der Zusammenhänge wäre dadurch merklich erleichtert worden. Ebenso wird man bedauern, daß nicht trotz der S. 11 f. Anm. 63 vorgebrachten Bedenken eine oder mehrere Farbtafeln beigegeben wurden, die die wichtigsten Farbproben veranschaulichen könnten. Daß für die Tafeln 1–16 ältere und nicht immer ganz befriedigende Vorlagen verwendet werden mußten, ist angesichts der langen Vorbereitung der



Publikation nicht unverständlich, wenn auch zu bedauern. Im ganzen wird man aber dankbar sein für die Vorlage und Ausbreitung eines so schwierigen und mühsam zu erfassenden Materials.

Tübingen

F. Fischer